



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Bartholomäus Sastrow : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bartholomäus Sastron

Von J. Kunze in Weimar

(Fortsetzung)



Für Johannes Sastron war die Anwesenheit des Kaisers eine willkommene Gelegenheit, sein Dichtertalent glänzen zu lassen. Er widmete ihm ein Carmen und wurde dafür zum Dichter gekrönt und nobilitiert. Das ihm überreichte, in dem pomphaften Latein solcher Urkunden abgefaßte Diplom hat der Bruder in seiner Lebensgeschichte mitgeteilt. Aber ein Geschenk scheint der jugendliche Dichter nicht erhalten zu haben. Karl der Fünfte war ein sparsamer Herr, und die Schar der Bewerber um den Ehrensold eines Dichters mutmaßlich überwältigend groß. Ein gewisser Johannes Stigelius erhielt für die Widmung eines lateinischen Gedichts aus der kaiserlichen Kanzlei folgende höchst charakteristische Antwort: *Carmen placet imperatori. Poeta petat quid velit, habebit; si voluerit esse nobilis, erit; si poeta Laureatus, erit id quoque; sed pecuniam non petat, pecuniam non habebit.* Anders dachte der Truchseß von Waldburg. Für das *carmen gratulatorium*, das ihm Johannes Sastron für seine eben erfolgte Ernennung zum Bischof von Augsburg übersandt hatte, lohnte er durch die Verehrung einer goldnen Kette.

Kurz vorher hatte auch Bartholomäus für seine Mühe einen Lohn empfangen. Durch kaiserliches Patent vom 19. Mai 1544 wurde er zum Notar ernannt und erhielt damit die Berechtigung, alle notariellen Akte nach dem geltenden Landesrecht auf sauberem, ungebrauchtem Pergament oder Papier (in *membranis mundis aut papiris, non tamen chartis abrasis*) vorzunehmen. Aber in Speyer war wegen der andauernden Unsicherheit der Lage, und da er die Knechtschaft im Engelhartshausen nicht länger ertragen mochte, seines Bleibens nicht mehr. Er sah sich deswegen nach einem andern Unterkommen um und fand ein solches in der Kanzlei des Markgrafen Ernst von Baden-Hochberg, der damals in Pforzheim residierte. Über Heidelberg und Breheim (Bretten) — *patriam Philippi* — begibt er sich im Juni 1544 dorthin. Pforzheim gefällt ihm besser als das in der eintönigen Rheinebene liegende Speyer, und süddeutschen Lesern dieser Blätter mag es willkommen sein, zu erfahren, welchen Eindruck die oberdeutsche Berg- und Waldstadt auf den Sohn des norddeutschen Flach- und Küstenlandes gemacht hat. „Pforzheim, sagt er, ist nicht groß, hat nur eine Kirche, ligt gar im Grunde an einer schönen lustigen Wisen, dardurch laufft ein clares, gesundes Wasser, gibt allerlei wolschmeckende Fische, daran man des Sommers gar gute Kurzweile haben kan, zwischen überaus hohen Bergen, so mit Holzungen, einer Wiltnissen nicht ungleich, bewachsen, so guth Wildbreth gibt. Das fürstliche Schloß ligt woll niderich,

aber respectu oppidi zimbleich hoch; sonst hat die Stadt viel gelehrter, bescheidener, freuntlicher, wollerzogener Leute, und Alles, was man zur Leibes Notturft, auch Erhaltunge zeitliches Lebents in Gesuntheit und Krankheit von Nöten, an Gelehrten, Ungelehrten, Apothekern, Balbiern, Wirtzheusern, allerlei Handtwerckern, nichts außgenommen, in Predigen und Gesengen, Evangelische Religion usw.; zu Hove wurt ersparlich haußgehalten, das es gleichwoll fürstlich unnd loblich, aber weit von der Pommerschen Art, an Fleisch und Fischen, allerlei Zugemus, gesottenen Feigen, Habernbrei, mennigerlei Krauth, zimbleich Brot, unnd ein hebern in einem zinnen Becher bei anderhalb Stuck Dischwein . . .“

Leider hatte der junge Kanzlist einen allzu strengen Vorgesetzten, cancellarium Doctorem juris morosissimum, der besonders nicht leiden konnte, wenn in einem Schriftstück etwas radiert wurde. Nun sollte Saftrow einen Erbvertrag kopieren und hatte, nachdem er schon zwei Tage geschrieben, das Unglück, eine ganze Zeile des Konzepts zu überschlagen. Hätte er das Schriftstück so abgeliefert, er hätte sicherlich im Turm einige Tage panem doloris essen müssen. Da versiel er auf folgende Kriegslist. Als zu Tisch geblasen war — sie mußten von der in der Unterstadt liegenden Kanzlei auf das Schloß hinauffsteigen —, machte sich Saftrow noch eine Weile zu schaffen und ließ die andern vorausgehn. Dann fing er eine Kage, tunkte ihren Schwanz ins Tintenfaß und jagte sie über das Schriftstück, worauf er das Tier einschloß und ebenfalls zum Essen ging. Nach Tisch trennte er sich abermals von den „Kanzlei-
verwandten“ und ließ sie vorausgehn. Da fanden sie denn die Bescherung; da sie aber nicht wußten, wie die Sache zugegangen war, glaubten sie, ein bößer Zufall sei schuld an dem Unglück. Bartholomäus stellte sich höchst aufgebracht über die Tücke des Geschicks, sodaß ihn die andern noch trösten mußten. „Also, fügt er dann hinzu, bin ich mit allen Ehren bestanden.“ Markgraf Ernst führte ein patriarchalisches Regiment: Übeltätern, die das Leben verwirkt hatten, sprach er kurz vor der Hinrichtung persönlich Trost ein, im Hause aber sah er als sparamer Haushalter selbst nach dem Rechten. Von seinem Gemach aus, das gerade über dem Schloßtor lag, beobachtete er, was draußen vorging, und als er einmal wahrnahm, wie der Küchenmeister einen Karpfen entführen wollte, dessen Schwanz unter seinem Mantel hervor sah, rief er ihm zu: Hörst du, wenn du mir einen Karpfen stehlen willst, nimm entweder einen kleinern Fisch oder einen größern Mantel.

Schon nach einem Jahre löste Saftrow sein Verhältnis zur markgräflichen Kanzlei und kehrte nach Speyer zurück in der Hoffnung, daß auf dem für das Jahr 1545 nach Worms ausgeschriebnen Reichstag das Reichskammergericht neu besetzt werden und somit auch der Prozeß seines Vaters wieder in Fluß kommen würde. Sein Bruder war nämlich im Begriff nach Italien zu gehn, um dort zu doktorieren; so mußte denn Bartholomäus die Familie allein vertreten. Nachdem beide Brüder unter traurigen Ahnungen voneinander Abschied genommen hatten, begab sich der jüngere nach Worms, um die für ihn und die Seinen so wichtigen Verhandlungen des Reichstags aus nächster Nähe zu beobachten. Jedoch die Verhandlungen nahmen wegen Mangels an Beteiligung einen überaus schleppenden Gang, sodaß schließlich der Reichstag, da nichts

dabei herauskam, für das nächste Jahr — 1546 — nach Regensburg verlegt wurde. Von der Reform des Reichskammergerichts war also wieder keine Rede. Infolgedessen erging es unserm Bartholomäus übler als vorher und nachher in seinem Leben. Eine Anstellung war nicht zu bekommen, Landsleute, die er in Worms traf, wollte er um ein Darlehen nicht angehn, um seine Eltern nicht zu belasten, und so fristete er sein Leben in der kläglichsten Weise. Nachdem er sein bißchen Habe versezt hatte, blieben ihm nur die Kleider, die er auf dem Leibe trug; er nährte sich von Weißbrot und Wasser, nur selten, daß er einmal eine warme Suppe mit einem Stückchen Fleisch genoß, und schlief des Nachts in einer Garflüche, wofür er einen Kreuzer zahlte, auf harter Bank; um seine Hosen flicken zu lassen, lief er zu Fuß nach Speyer, weil es dort billiger war. Infolge der Entbehrungen bekam er den Grind und wurde zuletzt so schwach, daß er keine Feder mehr führen konnte. Da fügte es sich, daß er durch die Vermittlung von Straßburger Bekannten eine Stelle als Schreiber bei dem Receptor des Johanniterordens Christoph von Löwenstein erhielt. Der hatte einst auf Rhodos tapfer gegen die Türken gekämpft und lebte nun als ein großer Herr auf der Ordensburg zu Niederweißel in der Wetterau mit Pferden und Hunden, Dienern, Narren und Maitreffen, hielt immer offene Tafel und war als Verwalter von sieben Komtureien viel auf Reisen. Jetzt hatte Saström gute Tage. Bei geringer Arbeit führte er ein vergnügliches Leben, kam in Geschäften seines Herrn nach Marburg und Kassel, studierte aber daneben auch fleißig die Institutionen, die er immer bei sich führte. Daß er sich gegenüber den Lockungen der Konkubine seines Chefs, der schönen Maria Königstein, nicht der Keuschheit Josephs habe berühmen können, gesteht er offenherzig, fügt aber hinzu, daß er diese Schuld reumütig gebeichtet und dafür gebüßt habe und somit sicher sei, die Vergebung des Himmels empfangen zu haben.

Da erhielt er von Stralsund die Kunde, daß sein Bruder in Italien gestorben sei. Und da er so wie so des unordentlichen Lebens überdrüssig geworden war, schied er aus Niederweißel, um sich nach Italien zu begeben, die nähern Umstände vom Ableben seines Bruders zu erforschen und die, wie sich erwarten ließ, nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft an sich zu nehmen. So trat er Ende März 1546 mit wohlgefülltem Beutel auf „Apostelpferden“ die lange Reise an und gelangte nach einem glücklich überstandnen Abenteuer mit Wölfen nach Rempten. Dort traf er Reisegesellschaft, drei Niederländer, die ebenfalls nach Italien wollten. Mit ihnen zog er über den Brenner nach Trient, wo er am Osterfest — das große Konzil hatte vor kurzem begonnen — mit Erstaunen eine Kapelle von Kapstraten, „alte Männer, so Barte hatten bis auf den Laß (so!), in hellem Diskant so rein und lieblich als wohlstimmende Mägdlein“ singen hörte. Auf einem gemieteten Gaul ging es weiter nach Venedig, und da er hier von Gassenjungen mehr als einmal den Ruf vernahm: *tu sei Tedesco*, *perchè* — soll heißen *perciò* — *Lutherano*, legte er seine deutsche Tracht ab und kleidete sich welsch. Die Herrlichkeiten von Venedig und „Amaran“ (Murano) wurden besichtigt, aber da die Zeit drängte, nur flüchtig. Nach kurzem Aufenthalt bestiegen die Reisenden ein Schiff, das sie nach Thioja führte, wo sie widrigen Windes halber einige Tage verweilen

mußten und beinahe in Ungelegenheiten gekommen wären, weil sie gegen die italienische Sitte auf offener Straße ihre Dolche trugen. Endlich, als der Wind umschlug, schifften sie sich nach Ancona ein, der großen Kauffstadt, deren großartige Hafenanlagen und Schiffsverkehr unserm Bartholomäus gewaltig imponierten. Hier schloß sich ihnen ein neuer Reisekamerad an, ebenfalls ein Niederländer mit Namen Petrus, der früher als Landsknecht gedient und seither lange in Italien gelebt hatte, deshalb auch Sprache und Landesart kannte und namentlich in den Klöstern ein gern gesehener Gast war. Denn er war ein guter Musiker und unterhaltender Gesellschafter und wußte auch den Reisegenossen die Zeit zu vertreiben nach dem Sprichwort: *Comes facundus in via pro vehiculo est*. Der führte die Reisenden auch nach Loreto, wo sie sich die *casa santa* und das Marienbild ansahen, von dem Saftrow jedoch irrtümlich berichtet, es sei ein Gemälde gewesen. Dann wanderten sie quer durch Italien nach Rom zu, wo sich die drei Niederländer verabschiedeten, um nach Neapel zu ziehen, während Saftrow von seinem Geleitsmann in einer Herberge untergebracht wurde und schon jetzt mit ihm die gemeinsame Heimreise verabredete.

Gleich nach seiner Ankunft suchte er seinen Landsmann und entfernten Verwandten Dr. Hoyer auf, der in Rom als Domherr in behaglichen Verhältnissen lebte, und dieser, der schon um den Tod Johannes Saftrows wußte — die Kunde davon war ihm merkwürdigerweise zuerst aus Stralsund gekommen —, führte nun unsern Bartholomäus zu dem *gransignore*, in dessen Diensten der Verstorbene gestanden hatte, zu dem Kardinal Ascanius Grafen de Flore. Der saß in einem Zimmer, dessen Fenster von Leinwand waren, im Hemde und ließ den Boden unausgesetzt mit kaltem Brunnenwasser begießen. Den Bartholomäus fragte er, ob es in Pommern auch so heiß sei, und als dieser dies verneinte, rief er aus: *O utinam et Romae ejus modi temperatum aërem haberemus!* Auch sonst fragte er allerlei „von Gelegenheit des Pommerlandes,“ von Johannes Schicksal aber wußte er nur, daß er, was schon bekannt war, in Aquapendente gestorben war. Er händigte dem Bruder die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft ein, die dieser Dr. Hoyer zur Aufbewahrung übergab.

Jetzt mußte sich Bartholomäus, da er das empfangne Erbe nicht für sich verbrauchen, sondern seinen Eltern überbringen wollte, wieder nach einer Stellung umsehen. Auf Verwendung Hoyers kam er beim Verwalter des Brigittenhospitals, einem alten schwedischen Pfaffen, unter und hatte nun wieder, wie schon öfter, das Faktotum zu spielen. Da er sich weigerte, bei der Messe zu administrieren, wurde er zwar — wie auch ehemals sein Bruder — des Lutherums verdächtig; da der Alte jedoch sonst mit ihm zufrieden war, übte er weiterhin das in der katholischen Kirche geltende *tolerari potest* und sah kein Arg darin, wenn der *Jamulus*, während er selbst die Messe hielt, hinter dem Altar sitzend aus dem mitgebrachten Korbe einen tüchtigen Imbiß samt entsprechendem Frühtrunk zu sich nahm. Von diesem seinem Herrn erfuhr Saftrow auch das Ableben Luthers, und zwar mit all den fragenhaften Entstellungen, mit denen der Haß der Gegner das Ende des Reformators, nachdem die Erde sich kaum über ihm geschlossen, schon verunglimpft hat.

Nicht lange dauerte der Aufenthalt Saftrows in Rom. Schon am 6. Juli

hat er die ewige Stadt verlassen. Die unruhigen Zeitläufte — denn auch in Italien wurde im Namen des Papstes Kriegsvolk gesammelt für den in Deutschland unmittelbar bevorstehenden Krieg —, vor allem aber der Gedanke an die Schrecken der Inquisition veranlaßten ihn, dem heißen Boden Italiens den Rücken zu kehren. Er konnte sich des Argwohns nicht erwehren, daß sein Bruder seines Luthertums halber heimlich auf die Seite geschafft worden sei, und fortwährend klang ihm das Wort des Kardinals de Flore im Ohr: *Frustra eum admonui, ut non legeret libros suspectos*. Gegen solche Besorgnisse konnte der Gedanke an die Lieblichkeit des italienischen Weins nicht aufkommen, und so machte sich denn Bartholomäus trotz der Hundstagshitze mit dem Nachlaß seines Bruders und einem Brief Hoyer's an seinen Vater auf den Weg. Er hatte die Bekanntschaft eines Lübecker Bürgersohns gemacht, der sich Nikolaus nannte, Jahr und Tag in Rom gewesen war und deshalb fertig italienisch sprach. Dieser bot sich jetzt zum Reisegefährten an, da er ebenfalls im Begriff war, in die Heimat zurückzukehren. Bartholomäus war wohl damit zufrieden; als er aber dem Landsknecht Petrus, mit dem er, wie oben erzählt, schon die gemeinsame Rückreise verabredet hatte, von der Aussicht, einen dritten im Bunde zu bekommen, erzählte, wurde dieser auffallend verlegen und ließ sich nicht wieder sehen. Er war mit Hinterlassung vieler Schulden auf und davon gegangen, und es war klar, daß er die Absicht gehabt hatte, den arglosen Genossen, der ihm den Zweck und den Erfolg seiner Reise anvertraut hatte, unterwegs zu ermorden und zu berauben. Nikolaus aber erwies sich als ein treuer Gefährte. Während sich Bartholomäus taub stellte, beantwortete er geläufig alle neugierigen Fragen, sodaß man sie überall für Landesfinder hielt, die nach dem Werbeplatz Bologna eilten. So gelangten sie schon am 16. Juli über Florenz, Bologna, Ferrara und dann von der Hauptstraße abbiegend über Mantua — patria Virgilii — ungefährdet nach Trient. Als sie dann auf dem Wege nach dem Brenner die Stadt Brixen passiert hatten, spürten sie die ersten Anzeichen des heraufziehenden Ungewitters. Sebastian Schertlin hatte, wie man weiß, mit Truppen des Schwäbischen Bundes die Ehrenberger Klause besetzt, und König Ferdinand, um den Paß wiederzugewinnen, die Knappen der Bozner Bergwerke aufgeboten. Da sie aber keinen Sold erhielten, liefen sie davon und machten auf dem Wege nach Hause die Gegend unsicher. Von einem Haufen dieser verzweifelte Gesellen wurden unsre Reisenden angehalten und mit dem unfreundlichen Rufe: „Stich in die welschen papistischen Schelme“ ernstlich bedroht. Dann aber kamen sie in ein Gespräch. Die Bergleute schimpften weidlich auf den König Ferdinand, der Krieg führen wolle und kein Geld habe, ja es zeigte sich, was auch aus dem eben angeführten Anruf zu entnehmen war, daß sie eher evangelisch gesinnt waren als päpstlich. So schieden sie denn als gute Freunde.

Die Reisenden gelangten nach Innsbruck und zogen von da, weil Schwaben schon vom Kriegsvolk beider Parteien besetzt war, auf Regensburg zu, wo der Kaiser und der König Ferdinand ihr Hauptquartier hatten. Hier rasteten sie eine Weile; nachdem sie sich aber gestärkt und namentlich eine ebenso notwendige wie gründliche Abrechnung mit ihren intimsten Feinden, dem Unge-

ziefer, gehalten hatten, das sich besonders zwischen den ins Wams eingenähten Goldstücken Sastrows „wie die Steinmuttern unter den Steinen“ eingenistet hatte, setzten sie ihre Reise fort und gelangten über Nürnberg, Erfurt, Nordhausen, Braunschweig und Lüneburg glücklich nach Lübeck. Dann reiste Bartholomäus ostwärts weiter und kam müde und steif „wie ein abgerittenes Pferd“ am 29. August in Stralsund an, wo er sich in der Pflege seiner Mutter bald von den Strapazen der Reise erholte. Acht Wochen war er unterwegs gewesen.

Fragen wir nun nach den Eindrücken, die der nordische Fremdling in Italien empfangen hat, so müssen wir sagen, daß sie nach unsern Begriffen herzlich unbedeutend sind. Sastrow gedenkt des milden Klimas und der Fruchtbarkeit der lombardischen Ebene; daß dort schon im April die Kirschen reifen, erregt sein besondres Wohlgefallen, er sieht mit Erstaunen, wie die Reben dort an den Obstbäumen emporkriechen und mit ihren Ranken von Baum zu Baum reichen, und er bewundert das Kanalnetz, wodurch von einem künstlich angelegten Wasserbecken aus das Land bewässert wird. Aber über die imposante Schönheit der Alpen, über die Reize der italienischen Höhen und Täler verliert er kein Wort, und die nächste Umgebung Roms, die Albanerberge und die Wasserfälle des Anio haben ihn zu keinem Ausfluge gelockt. Das erscheint zunächst wunderbar und ist doch begreiflich genug. Der Sinn für die reine Schönheit der Natur war den Menschen jener Zeit — einzelne Ausnahmen abgerechnet — noch nicht aufgegangen. So sieht auch Sastrow die Natur mit andern Augen an als wir, die wir von Haller und Rousseau wenigstens gehört, die wir Goethe gelesen haben und durch die Schule der Romantik gegangen sind. Für ihn wie für seine Zeitgenossen ist nicht die Erhabenheit oder die Anmut oder die Schönheit einer Landschaft der Maßstab ihres Wertes, sondern die Ergiebigkeit des Bodens und die Fülle der guten Dinge, die er vom Klima begünstigt hervorbringt. Darum schildert er die Poebene mit demselben Behagen, mit dem er vorher die Lage des schwäbischen Pforzheim inmitten fischreicher Flüsse und wildhegender Wälder geschildert hat, und mehr als der Sorakte interessiert ihn der monte Fiascone am See von Bolsena mit seinem köstlichen Muskateller, der die Veranlassung zu der auch von unserm Reisenden erzählten Geschichte von dem *propter nimium est est, dominus meus mortuus est* gegeben hat. Anders lesen die Knaben den Terenz, anders Grotius. Für Sastrow bedeutet Italien nicht dasselbe wie für Seume oder Platen.

Und dasselbe gilt auch für den Aufenthalt Sastrows in Rom. Seine Teilnahme für die Stadt, „wo die Straßen sprechen und die hohen Paläste,“ ist erstaunlich gering, ja von dem Zauber, womit die Trümmer des Altertums wie die Wunder des cinquecento den modernen Menschen bestricken, findet sich bei ihm nicht die leiseste Spur. Was er über die Altertümer Roms zu sagen weiß, faßt er nach einer kurzen Bemerkung über die Reliefs des Titusbogens in die leeren Worte zusammen: „sonst sein viele schöne Antiquitates, ja wan man ein ganz Thar und lenger damit zubrachte, zu Rom genug zu sehen: 3 schöne Seulen Adriani,*) Amphitheatrum, Aquaeductum, wie woll beide

*) Die Trajanssäule heißt auch jetzt wohl noch *colonna Adriana*, und die zweite Säule ist natürlich die Markusssäule; aber die dritte? Etwas die Phokassäule?

nicht, gangt"; höchstens daß er noch flüchtig des Pantheons gedenkt oder den Pasquino nennt, der damals noch besser erhalten als jetzt auf der Piazza Navona stand, weil ihn die dort angebrachten Schmähverse wider die hohen Herren, Papst und Kardinäle interessierten. Von der Laokoongruppe und andern Bildwerken des Altertums weiß er nichts. Aber auch über die Denkmäler der Renaissancezeit geht er im Fluge hinweg. Der Umbau der Peterskirche wird allerdings erwähnt, der Vatikanische Palast des Papstes als ein „trefflich herrlich Gebau“ bezeichnet, auch der andern Bauwerke im allgemeinen rühmend gedacht, aber der gleich darauf folgende Hinweis auf das geflügelte Wort: „Rom hat große Steine, große Herren und große Schälte“ verrät deutlich genug, daß der Schreiber dieser Zeilen jenen Dingen kühl bis ans Herz gegenüberstand. Und nun gar Michelangelo und Raffael! Es scheint, daß der Fremdling vom Baltischen Meere nicht einmal die Namen dieser Großen gekannt hat, geschweige denn, daß er die Sixtinische Kapelle und die Stanzien des Vatikans besichtigt hätte. Um so mehr berichtet er von den römischen Kirchen, ihren Indulgentien, ihren Mirakeln und den Legenden ihrer Schutzpatrone und Heiligen, ein buntes Allerlei, worin natürlich auch die Fabel von der Päpstin Johanna nicht fehlt. Auch die am Himmelfahrtstage vom Papst abgehaltne Messe wird geschildert, ebenso die Fronleichnamsprozession mit ihrem sinnverwirrenden Gepränge. Aber auch die in Rom namentlich unter dem Klerus herrschende Sittenlosigkeit beleuchtet Saströw mit grellen Farben. Doktor Hoyer war freilich andrer Meinung; der zitierte mit Hinweis auf das von Sixtus dem Vierten gegründete, vielgepriesene, zur Aufnahme von Waisen und Findlingen bestimmte Hospital zum heiligen Geist das Bibelwort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Saströw aber setzte ihm auseinander, daß man lieber den Zölibat abschaffen solle, dann brauche man kein Hospital für Findelkinder, worauf jener nichts zu erwidern wußte, sondern „trefflich sauer sah.“

Die schlimmsten Dinge aber berichtet er von dem Haupte der Kirche, dem sittenlosen Papst Paul dem Dritten; das meiste davon hat er allerdings aus dem Sleidanus, den er natürlich erst jahrelang nach seiner Heimkehr hat kennen lernen, und es ist sicherlich viel Klatsch darunter, aber auch wenn man ein gut Teil als Übertreibung abzieht, bleibt doch noch Unrat genug hängen. Es wurde in Rom auch öffentlich gescholten und gesucht, und es war wohl nicht so ganz unrichtig, was ein Priester einem Deutschen, der in der Beichte bekannte, den Papst geschmäht zu haben, geantwortet haben soll: *Romae licet pontifici maledicere, in patria vero non.* Alles in allem, Saströw betrachtet Rom und das römische Leben durchaus durch die Brille des Luthertums; daher seine Teilnahme für die kirchlichen Zustände, daher auch die abfällige Kritik, die er so oft an den Einrichtungen und Überlieferungen der katholischen Kirche übt. „Von etlichen (Kirchen), sagt er, darin ich gewesen, hab ich etwas meinen Kindern berichten wollen, damit sie ein Stück des papistischen Fabelwerkes, Aberglaubens und greulichste Vorschmulerung des höchsten Verdienstes des Sohnes Gottes sehen mochten.“ Freilich, hätte er andre Führer gehabt als den unwissenden und beschränkten schwedischen Pfaffen und den mittelalter-

lichen „Bädeker,“ die törichten *Mirabilia Romae*, wovon er sich ein Exemplar gekauft hat, würde er vielleicht eine größere Weite des Blickes gewonnen haben.

Es liegt nahe, wenn man Sastrouws Schilderungen liest, an einen andern Deutschen zu denken, der fünfunddreißig Jahre früher und ungefähr in demselben Lebensalter wie jener Italien und Rom besucht hat, nämlich Martin Luther. Fünfunddreißig Jahre ist etwas mehr als ein Menschenalter, und doch welche Wandlungen hatten sich in dieser Zeit vollzogen! Als Luther vom Monte Mario herabsteigend zuerst die ewige Stadt sah, warf er sich auf die Knie und rief andachtsvoll: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Und gläubigen Sinnes verehrte er die Kirchen und Andachtsstätten samt ihren Mirakeln. Erst nach Jahr und Tag gingen ihm die Augen auf, sodaß er die Nichtigkeit aller dieser Dinge erkannte. Sastrouw dagegen, aufgewachsen in der Lehre des Reformators, ist über dergleichen Aberglauben längst hinweg und hat für alle Reliquien und Legenden nur ein verächtliches Achselzucken. Und doch, welche Gemeinsamkeit bei beiden in der Auffassung von andern Dingen! Gleichgiltig stehn beide den Werken der Kunst, der des Altertums wie der Neuzeit gegenüber, Luther, der sonst für Eindrücke der Kunst empfänglich war, aus mönchischer Befangenheit, Sastrouw, weil ihm, wie es scheint, der rechte Sinn dafür abging, während andrerseits auch er geblendet war durch die Scheuklappen einer einseitig dogmatischen Erziehung. Und auch darin zeigen sich beide als Söhne ihrer Zeit, daß sie die Natur nur von dem Standpunkte des Nutzens betrachten. Wie Sastrouw freut sich auch Luther an der Fruchtbarkeit der lombardischen Ebne und der Bodenkultur, die Schweiz ist ihm dagegen ein dürr, bergig Land; so wird auch Sastrouw wohl gedacht haben, wenn er es auch nicht ausgesprochen hat. Und von der malerischen Pracht der italienischen Landschaft, ihrer üppigen und fremdartigen Vegetation, dem blauen Himmel, der sich darüber wölbt, wissen sie beide nichts zu sagen.

Mit der Rückkehr Sastrouws in die Heimat sind seine Lehrjahre zu Ende. Er tritt im November 1546 in die Kanzlei seines Landesherrn und arbeitet teils in Wolgast, teils in Stettin, wo er sich das Vertrauen des ebenso umsichtigen wie arbeitsamen und gelehrten Kanzlers Jakob Zizewitz — Salomo am Hofe genannt — erwirbt. Bald, schon im Frühling 1547, wurde er zur Teilnahme an einer wichtigen diplomatischen Mission ausersehen.

Nach den Erfolgen der kaiserlichen Truppen in Schwaben und der dadurch verursachten Sprengung des Schmalkaldischen Bundes hielten es nämlich die beiden Pommerhernherzoge für geraten, sich mit dem Kaiser zu vergleichen, in der Hoffnung, daß das um so leichter sein würde, als sie, wiewohl Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, doch keinerlei Anteil an den kriegerischen Feindseligkeiten genommen hatten. Dieser Gesandtschaft wurde Sastrouw beigegeben. Man begab sich zunächst nach Böhmen, wo König Ferdinand im Begriffe stand, die von Truppen des Schmalkaldischen Bundes unterstützte Gegenpartei niederzuwerfen, um zu sehen, „wie hier der Wind wehte,“ sodann aber, nachdem die eisernen Würfel auf der Böhmerische Heide gefallen waren, nach Torgau. Nun erhielt Sastrouw den Auftrag, in das Lager des Kaisers vor Wittenberg vor-

zudringen und den Räten der Gesandtschaft freies Geleit auszuwirken — ein mißliches Unternehmen, weil die spanischen Horden die Gegend ringsum unsicher machten. Als die Räte den Jagenden auf den Beistand Gottes verwiesen, antwortete er schlagfertig mit der Gegenfrage, ob denn sie selber weniger auf den Beistand Gottes vertrauten. Aber er war Untergebener und mußte sich fügen. Da nahm er das gelbe Feldzeichen der Bündischen, das er bisher getragen hatte, ab und steckte das rote der Kaiserlichen an. So ritt er einsam über die Lochauer Heide, wo er noch zahlreiche Spuren des vor kurzem ausgefochtenen Kampfes wahrnahm. Als ihm aber ein Spanier zurief: „Vanz, Vanz, du bist noch nicht lange kaiserlich gewesen,“ nahm er vorsichtig das rote Feldzeichen vom Halse und rieb es tüchtig an den geschmierten Stiefeln, „daß das Neue verging,“ und gelangte dann unangefochten ins Lager. Er erhielt auch Audienz bei dem kaiserlichen Vizekanzler Dr. Selden, aber das Geleit für seine Auftraggeber erlangte er nicht; mit dem Bescheide, man müsse die Sache der pommerischen Herzoge erst prüfen, wurde er entlassen, worauf denn die pommerische Gesandtschaft ungesäumt die Heimreise antrat.

Eine zweite Fahrt, die Saströw nicht lange darauf allein in das Lager vor Wittenberg unternahm, hatte keinen bessern Erfolg. Er sollte ein Schreiben seines Landesherrn an dessen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, überbringen, der damals im kaiserlichen Lager weilte und fest versprochen hatte, sich der Sache seiner Verwandten anzunehmen. Das Schreiben gelangte auch in des Kurfürsten Hand; aber die Antwort, die dem Überbringer durch den kurfürstlichen Kanzler Weinleben zuteil wurde, lautete wenig tröstlich: „Seine kurfürstliche Gnaden — die übrigens im Begriffe stand das Lager zu verlassen — hätten keine Gelegenheit gefunden, der pommerischen Herzoge bei der Kaiserlichen Majestät zu gedenken, und hätten die Sache ihren Räten zur weitem Verfolgung übergeben.“ „Der Bescheid war ja wohl wert, das ich in der Elbe were ertrunken,“ fügt Saströw hinzu mit Anspielung auf eine Gefahr, die er beim Ritt über die Elbbrücke bestanden hatte.

Mit dem Bescheid in der Tasche wollte Saströw ins Pommerland heimkehren, traf aber unterwegs in Treuenbriezen seinen alten Vorgesetzten Zigelwitz und erhielt von diesem den Auftrag, ungesäumt nach Halle zu reiten und dort für ihn und die andern Mitglieder einer neu abgeordneten pommerischen Gesandtschaft Quartier zu bestellen; denn man wußte, daß der Kaiser, der inzwischen Wittenberg eingenommen hatte, auf der Rückkehr nach dem Süden in Halle Raft machen wollte. Hier hatte Saströw Gelegenheit zu sehen, wie es mit der Einigkeit im kaiserlichen Heere stand. Eines Tages hatte er die Stadt verlassen, und als er zurückkehren wollte, fand er sämtliche Stadttore verschlossen, während ein Trompeter Alarm blasend die Stadt umritt. Draußen aber auf einer Wiese hatte sich wegen eines gestohlenen Gauls ein förmliches Gefecht zwischen den deutschen und den spanischen Reitern entsponnen. Einem hohen spanischen Offizier wurde, während er um Frieden zu stiften über die Saalbrücke sprengte, das Pferd unter dem Leibe erschossen, daß er in die Saale stürzte und ertrank, sogar König Ferdinand wurde von den Wütenden verwundet, erst dem Kaiser gelang es durch gütlichen Zuspruch, seine „lieben

Deutschen“ zu beruhigen. Achtzehn Mann hatten die Deutschen, siebenzig dagegen die Spanier verloren; hätte man nicht durch die Schließung der Tore das in der Stadt lagernde deutsche Fußvolk eingesperrt, wäre das Blutbad noch viel ärger geworden. Damals tat auch der gefangne Landgraf Philipp von Hessen in Halle den historisch denkwürdigen Fußfall vor dem Kaiser, wobei ihm dieser die aus Saftrows Bericht so bekannt gewordenen Worte zurief: „Wel, ik zal u leeren lachgen.“

Nun erhielt Saftrow den Auftrag, sich unter dem Schutze eines pommerischen Edelmanns, namens Georg von Wedell, dem kaiserlichen Zuge anzuschließen, der sich nach Augsburg zu bewegte, wohin für den 1. September ein Reichstag ausgeschrieben war. Es ging die Saale aufwärts durch Thüringen nach Koburg, Bamberg und Nürnberg. Furchtbar hatten die voranziehenden Spanier gehaust. Die Ortschaften waren geplündert und verlassen, Leichname Ermordeter lagen umher, anderer Schandtaten nicht zu gedenken. Der Kaiser ließ allabend, wo er sein Zelt aufschlug, einen Galgen errichten, „lies auch tapffer anbinden, halff gleichvöll nicht.“ In Bamberg war der gefangne Kurfürst von Sachsen logiert. Der stand am Fenster, um dem Einzug des Kaisers zuzuschauen, und als er seiner ansichtig wurde, verneigte er sich tief. Karl aber verwandte keinen Blick von ihm, so lange er ihn sehen konnte, und lachte „gar schimpflich.“

Schon vorher hatte Saftrow den Kaiser in persona wieder gesehen. Es war in der Nähe von Raumburg — die Geschichte ist oft wieder erzählt —, da stand Karl auf freiem Felde, und als plötzlich ein Platzregen losbrach, nahm er sorglich sein Sammetbarett ab und barg es unter dem groben Filzmantel, den er hatte herbeiholen lassen, um sein Gewand zu schonen. „Armer Mann, fügt der Erzähler dann hinzu, der etliche Tonnen Goldes vorkriegen könnte, das sammiten Hutlein und den Mantell aber von dem Regen nicht verderben, sondern denselben viel lieber auf das bloße Haupt fallen lassen wölte.“ In der That, dieses Gemälde sticht gewaltig ab von dem Bilde Tizians, das den Sieger von Mühlberg hoch zu Roß und in vollem Wappenschmuck darstellt. Nicht lange darauf machte Saftrow die Bekanntschaft eines andern Reichsfürsten, der freilich zu dem sorgsam peinlichen Karl das gerade Widerspiel war, das war der Herzog von Liegnitz, das liederliche Pump- und Kneipgenie, der in dieser Beziehung nur noch von seinem Sohne Heinrich, dem aus Schweinichens Denkwürdigkeiten so bekannt gewordenen fürstlichen Landsfahrer, übertroffen wurde. Ihm widmet Saftrow eine ganze Episode. Wie er einmal in Nürnberg am hellen Tage im denkbar unordentlichsten Anzuge, in der einen Hand ein paar Würfel, in der andern einige Goldstücke, mit klingendem Spiel durch die Straßen zieht, daß alles Volk, sonderlich Italiener und Spanier, herbeieilten, um diesem „teutschen Ebriaken“ zuzusehen, wie er später nach Stettin kommt, um dort „mit den aulicis seines Sauffens zu warten,“ sodaß Herzog Barnim mit seinen Hofleuten eilig die Stadt verließ und nach Kloster Kolbitz zog, wie Saftrow ihn hier wieder sah und auf seinen Aufruf „buy“ mit dem bekannten Widerruf „bahe“ antwortete, aber die Aufforderung zum Trinken ablehnte — das und andre noch tollere Geschichten kann man, wenn nicht im Original, so doch in

dem erwähnten Auszuge in Freytags „Bildern“ nachlesen. Hier sei nur noch erwähnt, daß sich der Herzog nach Sastrons Bericht später zu Tode trank und Gemahlin und Kinder in der äußersten Not zurückließ.

(Schluß folgt)



Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

(Fortsetzung)

2. Knabenjahre

Seit der ersten Kindheit, wieviel tausend verschwimmende Gestalten von kleinen Gedanken, Ahnungen — dann halbgeborne Dichtungen, Träume, Ideen, Kleinode von Empfindungen . . . Adalbert Stifter

1



as ist die Poesie der Jugend? Vergangenheit! Ich vergleiche sie den blauen Bergen in der Ferne, den ungreifbaren Wolken des Sonnenaufgangs und Untergangs, der kristallinen Tiefe des Weltmeers, dem vergangnen Frühling, kurz dem Fernen und dem Vorgestrigen, allem, was nur aus der Entfernung herleuchtet. Man mag von Leuten sagen, sie hätten sich ihre Jugend bewahrt, von Greisen sogar, sie hätten sich verjüngt: mit echter Jugend hat das nichts zu tun, die kommt in jedem Leben nur einmal vor. Wie Knospen und Blüten ihre Zeit haben, hat Jugend ihre Zeit. Und wie die Rose eben deshalb so schön ist, weil sie es nicht weiß, und so wie die Berge nicht blau sind, wenn wir vor ihnen stehn, und der Horizont nicht silbern, wenn unser Schifflein ihn durchschneidet, so wird uns die Poesie in der Jugend erst bewußt, wenn sie schon lange hinter uns liegt. Ich will damit nicht sagen, daß diese Poesie nur Schein sei. Im Gegenteil, Jugend selbst ist lebende Poesie, lebendig im Innersten eines werdenden Menschen, aus dem sie alle Poesie, die draußen in der Welt, in der Natur, in den Menschen und ihren Geschicken lebt, an sich zieht, sodaß die Kinderseele mehr draußen als drinnen ist und sich mächtig von der Poesie des Außenlebens nährt. Die Kindheit des Einzelnen gleicht darin der Kindheit der Menschheit, daß sie ganz in ihrer Umwelt aufgeht, mit ihr eins ist, und auch darin, daß sie sich dann aus dieser Naturverflechtung und Naturbeseelung unter tausend schmerzlichen Kämpfen wieder loslösen muß, bis der naturlose Mensch hergestellt ist, den man „brauchen kann.“ Wie oft ist in jenen Jahren das Gefühl in mir wiedergekehrt von einer Welt, die jenseits der engen meinen zu entdecken sei, und nach der hin Gedanken und Empfindungen ohne Namen und Ziel ins Unbekannte flogen? Und sie kehrten immer zurück und hatten kein Land gesehen! Aber wenn ich weit, weit hinein in einen blauen Himmel sehe, bis er zu zerfließen und immer tiefer herunterzuschweben scheint, dann meine ich wohl auch heute noch ein fernes Singen und Sauchzen zu hören und wähne, mein Jugendland müsse dort unten am Horizont aufsteigen, wo die Wolken wie silberne Inseln liegen.

Voll Leben waren die vier engen Wände, in denen ich aufwuchs. Die Tapete des Zimmers, wo ich schlief, in Form und Farbe Erzeugnis einer kümmerlichen Phantasie: braune Ränkehen auf gelbem Grunde, denen Figuren entsprossen, die nicht Blumen und nicht Tier waren und sich deswegen meinem Traumfium als